

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 179.

Sonntag, 3. Juli

1932.

Schicksalschatten über Gandria

Roman von Felix Neumann

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Strauchelte sie auf den zerbrockelten Fliesen der Treppe?

Sie stand gerade an einer Stelle, wo in der Brüstung durch herausgefallene Steine eine Lücke klaffte.

Ihr schlanker Körper beugte sich nach hinten, die Lyon drängte mit fanatischer Wut nach — und ehe noch die Umstehenden begriffen, daß dieser Scheinkampf vielleicht in Wirklichkeit ausgeartet sein könnte, war das Entsetzliche geschehen.

Sie stürzte, ohne einen Laut von sich zu geben, über die niedrige Mauer hinab in die Tiefe.

Hängende Sträucher griffen nach ihr, um sie aufzuhalten, schimmernde Blüten hüllten sie für einen Augenblick ein, dann schlug sie hart fünf Meter tiefer auf das Geröll.

Wilm sah noch, wie die Lyon mit weit aufgerissenen Augen der Fallenden nachstarrte und dann mit einem Aufschrei die Hände vors Gesicht warf.

Ein unbeschreiblicher Tumult folgte.

Kolternd fiel die Kamera um.

Wilm war der Erste, der mit wilden Sägen die Biegung der Treppe hinaufstürmte.

Er kniete neben sie und schob seinen Arm unter das blutüberströmte Haupt der Künstlerin.

Gleich darauf waren auch die anderen zur Stelle.

Was nun geschah, spielte sich schattenhaft vor Böshardts Blick ab.

Zehn Minuten später lag die Dubrowa im Hause der „Hexe von Gandria“ auf dem Bett.

Nedda brachte Linnen herbei.

Wahllos riß sie an sich, was sie grade fand.

Man wusch die Verletzte und befreite sie von den beengenden Kleidern.

Auf einem kleinen Platz drängten sich die Menschen.

Ein Radfahrer jagte nach Castagnola, um Ärzte herbeizuholen.

Mit totenbleichem Gesicht blickte Wilm Böshardt in das von Wunden entstellte Antlitz der Dubrowa.

Nedda und Sabina legten den ersten Verband an, soweit das ungeschulte Hände vermochten.

Die heftigen Blutungen ließen nach.

Kumbrud wollte durchaus ins Haus.

Mit erhobenen Armen lief er wie sinnlos auf und ab.

Grunow hielt ihn zurück.

„Es hat keinen Zweck, Herr Generaldirektor, sie ist ohne Besinnung, lassen Sie die Frauen nur machen, die verstehen das besser. Hoffentlich kommt bald ärztliche Hilfe, es ist furchtbar!“

Am Fuße der Treppe kauerte Marga Lyon.

Gorrißen schritt an ihr vorbei und sagte nur: „Satan!“

Da wimmerte sie: „Ich — habe keine Schuld!“

Eine halbe Stunde später kam ein Arzt, ihm folgte bald ein zweiter.

Die Sonne stand im Mittag, als sie aus der Tür traten.

Sie blickten bedenklich drein.

Transport augenblicklich unmöglich! Gehirnerschüt-

terung, Verletzung des Nasenbeins, die linke Wange durch einen spitzen Ast aufgerissen!

Mit Ablösung wollten die Herren bei der Künstlerin bleiben, später sollte sie ins Sanatorium Monte Brö geschafft werden!

Die Reugierigen verließen sich, der Dampfer brachte die Gäste heim, Kumbrud fuhr mit Gorrißen im Kraftwagen über Castagnola nach Lugano.

Es wurde allmählich still an der Stätte des Unheils.

Die Sonne tauchte langsam hinter dem Monte Salvatore nieder, und ihr Schein flammte blutrot über die Pinie, die sich an das Häuschen der „Hexe von Gandria“ lehnte.

Auf der Bank vor der Tür saß Böshardt, das Haupt tief zur Erde geneigt.

Regungslos verharrte er und hielt Wache wie weiland Hagen von Tronje vor dem Saal der Nibelungen. Niemand durfte nahen, um die heilige Ruhe zu stören.

Nur der Pfarrer von Gandria, der von dem Unglück vernommen hatte, kam und ging wieder, als er sah, daß er im Augenblick nicht helfen konnte.

Vor Wilms Augen stand die gräßliche Szene, die er miterlebte. Ganz deutlich, ganz klar.

Ihn konnte niemand täuschen. Nicht ein unglücklicher Zufall, nein, kleinlicher Menschenhaß schuf dieses Unglück.

Die Lyon hatte ihre Nebenbuhlerin mit Gewalt über die Brüstung in die Tiefe gestoßen.

Und schauernd sah er ses totenblasses, mit Blut besudeltes, zartes Antlitz.

Sein Blick glitt zur Pinie, die dunkelrot im Abendsonnenlicht leuchtete.

Ein leiser Wind hatte sich aufgemacht.

Wie ein geheimnisvolles Flüstern ging es durch die Natur, die sich zum nächtlichen Schlummer vorbereitete.

Er glaubte Stimmen zu hören, sein überreiztes Hirn wußte dies Raunen zu deuten: Wilm Böshardt, sie ist immer deine große und stille Liebe gewesen! Nun zeige dich im Unglück deiner Aufgabe würdig!

Und er schämte sich nicht, daß ihm die Tränen hilflos über die Wangen liefen. Es war ja niemand da, der ihn hätte verspotten können! —!

Während der Arzt das steigende Fieber der Künstlerin maß, saßen Sabina und Nedda im Nebenzimmer.

Nach der Aufregung der letzten Stunden stellte sich eine erschöpfende Ruhe ein.

Die Italienerin erhob sich und murmelte: „Ich sagte heute morgen, wir sähen uns wieder! Ja — ja — ich habe alles vorausgeahnt!“

Dann ging sie zur altmodischen Truhe, kramte darin herum und kam mit Papieren zurück.

„Hier!“

Sabina hob das verweinte Antlitz.

Ein Dokument lag vor ihr.

Es befundete amtlich von der Behörde in Neapel, daß Sabina Eleonora Marli die natürliche Tochter der Kammerfrau Nedda Marli sei. Vater: Unbekannt.

Mit verschwimmenden Augen las sie das Schriftküd, dann bewegten sich die Lippen, als vermöchten sie das Unfassbare nicht auszusprechen: „So — sind Sie — meine Mutter?“

Sie konnte kein Glück empfinden, denn wenn sie auch nicht das Geringste gegen diese schlichte Frau hatte, die sich hilfsreich und freundlich zeigte, so fühlte sie ihr Herz nicht für die Fremde schlagen.

Nedda horchte auf ein Geräusch aus dem Nebenzimmer, dann schüttelte sie das Haupt.

„Vor den Menschen ja, vor Gott nicht, denn diese Schrift lügt!“

Sie neigte sich vor.

„Signorina, ich war nur Ihre Pflegemutter während weniger Jahre. Dann nahm Sie Ihr Vater und brachte Sie nach der Schweiz!“

Sabina hob die Hände, die zitterten.

„Und — wer — ist mein Vater?“

„Baron Rolf Bertold, damals bei der Botschaft in Rom!“

Neddas Hände glitten tastend und zärtlich über Sabinas blasse Wangen.

„Wir haben gesündigt, Ihre Mutter und ich, daß wir die Welt betrogen! In vielen schlaflosen Nächten habe ich es bereut. Ich tat es aus Liebe zu meiner jungen Herrin, der Kontessa Sabina Melvogli!“

Sabina Marli erhob sich.

Stoßweise ging vor tiefer seelischer Erregung ihr Atem.

„Wo — ist meine Mutter?“

Die Italienerin drückte das junge Mädchen sanft auf den Stuhl.

„Hören Sie mich an: Ihre Mutter, damals noch so jung und unerfahren, heiratete auf Befehl des Vaters den Fürsten Benvenuto Belmonte und ging mit ihm auf Reisen. Viele Jahre, Jahrzehnte, denn der seltsame Mann schweifste als Jäger ruhelos durch die Welt. Wo sie jetzt weilen? Ich weiß es nicht! Aber — wenn wir sie suchen, würden wir vielleicht nur alte Wunden wieder aufreißen und Schlimmes heraufbeschwören —“

Sabina hatte den Kopf auf den Tisch gelegt. Ihre Schultern zuckten in verhaltenem Schluchzen. Sie durfte die Kranke nebenan mit ihrem Leid nicht stören. Und ihre Gedanken flogen zu dem Mann, der treu wie ein Vater für sie sorgte und nun versetzt und arm in die Fremde ging.

Der Arzt trat ein.

Sabina fuhr empor.

Die raube Wirklichkeit meldete sich.

„Bitte, besorgen Sie aus der Wirtschaft neues Eis —“

Und sie ging, um den Auftrag auszuführen.

In einer Ecke des Speisesaals des Hotels Bristol saßen ein Duzend Herren beisammen.

Man hatte eigentlich vorgehabt, diesen Abend zu feiern, aber nun breitete das Erlebnis des Tages einen dichten Schleier über die Stimmung.

Die Mienen waren nachdenklich und verdrossen.

Nur hin und wieder fiel ein Wort, eine Unterhaltung wollte nicht aufkommen.

Grunow kam an den Tisch.

Kumbrud blies den Rauch seiner Zigarre nervös in die Luft.

„Nun — welche Nachricht bringen Sie uns?“

Der Regisseur nahm seinen freien Stuhl ein und wiegte die Achseln.

„Ich habe soeben telephonisch mit dem Arzt des Sanatoriums Monte Bré gesprochen, der noch vor einer Stunde in Gandria war. Er sieht die Sache ziemlich ernst an. Nicht die Gehirnerschütterung, die glücklicherweise nur leichter Natur ist. Aber das andere, die Verletzungen! Er meinte, daß der Heilprozeß Wochen, ja Monate, in Anspruch nehmen kann, und daß selbst bei Anwendung aller Mittel die Hoffnung auf — auf —“

Grunow schluckte und suchte nach Worten — „völlige Wiederherstellung sehr gering ist!“

Die Herren blickten sich an und schwiegen betroffen.

Gorissen murmelte halblaut: „Das ist ja furchtbar! Übertreibt der Mann auch nicht?“

Grunow griff nach dem Kognatglaste, das vor ihm stand, und leerte es.

„Eine große Narbe bleibt jedenfalls! Und die Sache mit dem verletzten Kniebein läßt sich noch nicht übersehen! Auf jeden Fall werden wir die Schlussszene des Films mit einer Vertreterin drehen müssen, oder überhaupt die Handlung ändern!“

Kumbrud ließ den Blick über die Runde schweifen.

„Wo bleibt denn Herr Böshardt? Er könnte doch eigentlich hier sein, damit wir uns klar werden, was jetzt geschehen soll!“

Einer der Herren sagte: „Er ist noch in Gandria, er will dort bleiben, bis eine Entscheidung gefallen ist!“

Der Künstler, der den italienischen Liebhaber gespielt hatte, stieß zwischen den Zähnen hervor: „Was geschieht denn nun mit dem Frauenzimmer, der Lyon?“

Kumbrud blickte sich ängstlich um.

„Bitte, Vorsicht, meine Herren! Mein Sekretär hat einen kurzen Bericht an die Telegraphenbüros ausgegeben, daß der tief beklagenswerte Unfall nur auf Zufälligkeiten zurückzuführen sei!“

Die Anwesenden nickten und versanken wieder in das bedrückende Schweigen.

Durch Kumbruds Hirn schossen die verschiedensten Gedanken. Wenn ihm nun Je gestern schon oder gar vorgestern ihr Jawort gegeben hätte? Dann wäre er nun gebunden — gebunden an eine Frau, die — die —“

Er goß den starken Rotwein hinab.

Er spürte Mitleid, tiefes Mitleid! Aber, daß er für sein ganzes Leben gefesselt sein sollte an jemanden, der —“

Nein, es war so am besten!

Er wandte sich an Grunow.

„Also, der Arzt meint, daß unsere Dubrowa vielleicht niemals wieder —“

Er wagte nicht, den Satz zu vollenden.

Der Regisseur zog die Stirn in Falten.

„Unsere Chirurgen in Ehren! Sie leisten zuweilen Großes! Aber eine Wunde von der Schläfe bis zum Mundwinkel so auszuheilen, daß keine Spur bleibt? Das dürfte zu den größten Seltenheiten gehören!“

Gorissen hatte sich zurückgelehnt und blinzelte in die Deckenbeleuchtung.

Er überdachte die letzten Tage.

Bis heute noch glaubte er, daß ihm die Dubrowa ins Netz gehen und als „Attraktion“ für seine Filmgesellschaft dienen würde. Er wollte sie sogar heiraten, um sie für längere Zeit an sich zu fesseln.

Ging die Sache schief, konnte er sich immer noch scheiden lassen. Und nun?

Mit erleichtertem Aufatmen stellte er fest, daß er sich glücklicherweise zu nichts verpflichtete, daß er durch Jes abweisendes Benehmen — arrogant nannte er es — völlig Herr seiner Entschlüsse blieb.

Morgen würde er abreisen, denn hier gab es für ihn nichts mehr zu holen.

Je und Marga waren beide für ihn erledigt, sie kamen weder als Künstlerinnen noch als Geliebte mehr in Frage!

(Fortsetzung folgt.)

Blick auf die Stadt.

Leuchtend schwingt die Fackel über ihr
Phoebus strahlend in verliebtem Glanz.
Alle Ferne öffnet das Visier,
Hält, verückt vom bunten Farbenanz,
Umschau in dem goldenen Revier:

Schaut das Wunder dieser Arabesken,
Schwisterlich vereint Kunst und Natur.
Wie der Meister feierliche Fresken
Ausglänzt Waldes und der Wiesen Spur,
Wechselt Farbenslang in Moll und Dur.
Fern ist Hast, das Schweigen triumphiert,
Sanft umklungen nur von Lichtakorden.
Heil'ge Stille, die nur Lust gebiert —
O, versag dich, Wanderer, den Worten,
Wenn dein Sinn sich an die Pracht verliert,
Und dein Herz verströmt über den Borden.

Alfred Hof.

Die Primaballerina.

Skizze von Erich Baring-Vielh.

Die Kutsche holperte die ausgefahrene Straße entlang. Fest mußte der Marquis de Carency die Zähne zusammenbeißen, denn heftig schmerzten bei jedem Stoße des schwerfälligen Reise-wagens seine Wunden. Zwei Diebe hatte er vor einer Woche bei Koffbach über den Kopf bekommen. Waren doch ungehobelte Kerle, diese Preußen! Guy de Carency lehnte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Wie freute er sich auf die Wochen, die vor ihm lagen! In ein paar Tagen würde er in seinem ge-liebten Paris sein, um dort seine Wunden ausheilen zu lassen.

Ein Krachen riß Guy aus der Versunkenheit. Die Kutsche neigte sich langsam zur Seite. Wenige Augenblicke später stand der Marquis mit Kutscher und Kammerdiener auf der Straße, aber die drei konnten nichts anderes feststellen, als daß links Hinterrad und Achse gebrochen waren. Und noch gut zwei Stunden hatte man bis Straßburg! Nach vielen Bemühungen gelang es endlich, die Schäden wenigstens soweit zu beheben, daß man die Stadt an der Ill doch noch erreichen konnte. Als vom Münster die Mittagsglocken läuteten, fuhr Guy de Carency in die Festung ein. Vor der königlichen Posthalterei sprang er aus seinem un-brauchbar gewordenen Wagen, um sich eine Extrapost zu bestellen. Doch der arme Marquis hatte wieder Pech: Kein Fuhrwerk stand mehr zur Verfügung. Da schlug der dicke Postmeister vor, um ein Uhr noch einmal vorzusprechen, da um diese Zeit eine Extra-post nach Paris abfuhr, die eine Dame sich gemietet habe. Ita-lienerin sei sie und heiße Signorina Bianca Giovanelli. Guy stützte bei Nennung dieses Namens: So hieß doch die berühmte Primaballerina, von der man munkelte, daß sie seinem Onkel, dem Herzog von Wicre, nahe stände!

Guy witterte ein artiges Abenteuer. Pünktlich um ein Uhr war er wieder zur Stelle und trat an den Schlag der mit vier Pferden bespannten Cispost. Aus der Wagenende beugte sich ein zierliches, hübsches Persönchen, das in leicht akzentuiertem Französisch auf ihn einzureden begann. „Mein Herr, ich habe soeben vom Postmeister über Ihr Mißgeschick gehört. Wenn es Ihnen genehm ist, mit mir zu reisen, dann ...“

„Ich bin bezaubert, mein Fräulein“, unterbrach sie der Marquis, „und bin selig, daß Venus dem verwundeten Mars erlaubt, sie begleiten zu dürfen. Welche Ehre für einen solchen Reitersmann, in Gesellschaft einer begnadeten Künstlerin zu reisen.“

„Künstlerin?“

„Welch' reizende Bescheidenheit, Signorina Giovanelli!“ Ein schelmisches Lächeln huschte bei diesen seinen Worten um den kleinen Mund der Schönen.

Der Marquis stieg ein, die Pferde zogen an. Reizend plau-derete die junge Tänzerin, und schon nach der ersten halben Stunde stand Guys Herz in hellen Flammen. Ganz anders hatte er sich die berühmte Primaballerina vorgestellt: stolz, herrisch und recht-haberisch. Gerade das Gegenteil davon war seine reizende Weg-gefährtin. Von ihrer Kunst sprach sie nie, und wenn er davon anfang, dann lächelte sie nur schelmisch und meinte: „Wir wollen von Amüsanterem reden, Marquis.“

Wie im Fluge vergingen Guy die Reisetage. Viel zu rasch erreichte man Paris. Als sich der Marquis von der jungen Tän-zerin trennte, verabredeten sie für den gleichen Abend ein Schäfer-stündchen. In der nächsten Zeit trafen sich die beiden tagtäglich. Die Abende verbrachten sie häufig auch in der prunkvoll einge-richteten Wohnung Biancas. Über eines nur wunderte sich Guy: Daß im Hause seiner reizenden Freundin, die doch in glänzenden Verhältnissen lebte, niemals eine Rose oder ein anderer dienst-barer Geist zu sehen war. Eine diesbezügliche Frage beantwortete sie lediglich mit silberhellem Lachen und einem zärtlichen Auf. Manchmal setzte sich der Marquis auch ans Spinett, und Bianca tanzte. Viel zierlicher, viel anmutiger kamen ihm ihre Schritte und Bewegungen vor, als er sie von damals in Erinnerung hatte, da er die Primaballerina im Theater hatte tanzen sehen. Viel-leicht war es aber auch nur die Liebe zu Bianca, die ihm alles viel schöner und herrlicher erscheinen ließ.

In der dritten Woche nach de Carencys Rückkehr mußte er mehrere Tage in Versailles verbringen. Verpflichtungen riefen ihn an den Hof seines Königs. Aber alle Bälle, Gesell-schaften und Konzerte, wofür er sonst stets geschwärmt hatte, kamen ihm jetzt langweilig vor, denn seine Gedanken waren in Paris bei Bianca Giovanelli. Endlich konnte sich Guy mit Anstand von Hofe frei machen, und mit Windeseile jagte er nach Paris. Vor dem kleinen, eleganten Hotel, das die Primaballerina be-wohnte, sprang er aus dem Wagen. Schon hatte Guy den Tür-klopfer in der Hand, da wurde er unfreiwilliger Zeuge eines sehr lebhaften Wortwechsels drinnen im Hausflur. Schall tönte eine scharfe Stimme, der schluchzend seine süße Bianca erwiderte. Der Marquis setzte den Türklopfer in Bewegung.

„Offne, Bianca“, hörte er hart und befehlsförmig die scharfe Stimme.

Einen Augenblick später fand Guy seiner kleinen Freundin

gegenüber, die hell aufschrie und rannte, als sie ihn vor sich sah. Gerade konnte er Bianca noch auffangen.

„Was bedeutet das?“ gellte die harte Stimme.

Guy blinnte auf und sah in die Augen einer eleganten jungen Dame, die Bianca zum Verwechseln ähnlich sah. Nur ein wenig größer war sie, hatte kalte Augen und harte Züge. „Mit wem habe ich die Ehre?“ erkundigte sich der Marquis artig, nachdem er seinen Namen gemurmelt. Ein verächtlicher Blick traf ihn.

„Sie, mein Herr, sollten doch die Primaballerina Bianca Giovanelli kennen!“

„Sehr gut sogar, mein Fräulein. Ich halte sie ja in meinen Armen.“

Eine Flut häßlicher italienischer Schimpfworte ergoß sich über die halb Ohnmächtige. Guys kleine Freundin schrie auf und schmeigte sich schuchselnd an ihn, der kopfschüttelnd bald auf die eine, bald auf die andere Bianca blickte.

„Was stehen Sie noch hier? Machen Sie, daß Sie heraus-kommen, junger Mann!“ zischte es Guy in die Ohren.

Der Marquis verneigte sich artig: „Ich bin übrigens der Nefte des Herzogs von Wicre, und mein Herr Oheim wird eine herzliche Freude haben, wenn ich die von ihm verehrte Signorina schildere, wie sie wirklich ist.“

Ohne einen Gruß verließ Guy die zu Stein Erstarrte und brachte seine Freundin in den noch wartenden Wagen.

Des Rätsels Lösung erfuhr der Marquis, als er in seiner behaglichen Wohnung Bianca durch einige Gläser Champagner wieder völlig ins Leben zurück gerufen hatte. Halb lachend, halb noch weinend beichtete sie, daß ihr Guys Verwechslung mit der berühmten Primaballerina auf der Reise nach Paris großen Spaß bereitet und sie die Rolle ihrer Kusine daher weitergespielt habe. Sie und die Primaballerina trügen übrigens die gleichen Vor- und Zunamen.

„Ich aber bin“, fuhr die unberühmte Bianca fort, „jünger als meine Kusine, die mich vor vier Jahren nach dem Tode meiner Eltern zu sich nahm. Als Entgelt mußte ich ihr Dienste als Kammer-zofe entrichten, und manche Träne habe ich schon geweint. Denn Bianca hat kein gütiges Herz. Sie ist hart und herrisch. Als sie merkte, daß auch ich Talent zur Kunst habe, wurde sie immer unaussprechlicher. In Straßburg, wo Bianca ein Gastspiel gab, erkrankte sie plötzlich. Deshalb fuhr ich allein. Ich sollte das Haus hier in Ordnung bringen, bis sie und ihre Mutter eintrafen. Nun weißt du alles, mein Guy.“

Der Marquis sprang auf und lief mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. „Oh, diese Furie hat meinen armen Liebling schlecht behandelt!“ rief er wieder und immer wieder. „Aber wir werden uns rächen, furchtbar rächen.“

Die Rache kam und war viel härter, als Guy zu denken wagte. Bei einem erstklassigen Lehrer hatte er seine kleine Freundin ausbilden lassen, und bei ihrem ersten Auftreten erntete sie einen derartigen Erfolg, daß die berühmte Kusine wutentzündet Hals über Kopf Paris verließ, um nie wieder in die Stadt an der Seine zurückzukehren.

Nachts auf der Station.

(Ein Reiseerlebnis.)

Von Viktor Katosi.

Ich langte einmal spät nachts in einer kleinen Provinz-station an, wo ich mehrere Stunden auf den Anschluß warten mußte. Um die Zeit totzuschlagen, begab ich mich in den Speisesaal und ließ mir ein Glas Bier geben. Mir gegen-über nahm ein wildfremder Herr Platz, dem ich noch niemals im Leben begegnet war.

Ich fragte den Kellner, wo man sich hier auf ein paar Stunden niederlegen könnte?

„Die Wartesäle werden frisch getüncht“, meinte er, „bitte sich aber hier im Speisesaal auf eine Holzbank zu legen. Hier hat sogar auch einmal der Kaiserlicher Bürger-meister so geschlafen. Dieser ist doch aber ein ziemlich hoher Herr.“

Da sagte mein unbekannter Tischgenosse:

„Wir könnten die Sache versuchen; ich habe übrigens eine Idee, wie man es sich bequem machen könnte.“

„Und zwar?“

„Die Bank ist ziemlich lang, schlafen wir Schulter an Schulter.“

„Gut.“

Der Kellner schraubte die Petroleumlampe ein wenig zurück, wir aber legten uns auf die Bank, mit den Rücken aneinander gelehnt. Ich schlief auch alsbald ein. Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Als ich nach einer Weile erwachte, war ich in Schweiß gebadet. Die Petroleumlampe qualmte, im Speisesaal war es drückend heiß. Ich mußte ins Freie hinausgehen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Was soll ich aber mit meinem schlafenden Gefährten tun? Der Arme schnarchte so wohlighinter meinem Rücken, daß es eine Herzlosigkeit gewesen wäre, ihn aufzuwecken. Zum Glück

trat der Kellner ins Zimmer, ich winkte ihn zu mir und fragte flüsternd:

„Ist niemand draußen, der nichts zu tun hat?“

„Ja, ein Jäger, der eben auf Urlaub fährt.“

„Schicken Sie ihn herein.“

Der Jäger trat ein. Er hielt meinen schlafenden Freund bei den Schultern, ich stand auf, überließ dem Jäger meinen Platz und bat ihn, unser Unternehmen zu unterstützen und an meiner Statt weiterzuschlafen. Der Jäger schlief alsbald den Schlaf der Gerechten. Ich aber begab mich hinaus auf den Bahnsteig, um eine Zigarre zu rauchen.

Wen erblickte ich aber dort zu meinem größten Erstaunen? Meinen Schlafgefährten, für den ich soeben den Jäger gedungen hatte.

„Wie? Sie sind hier? Wer schläft denn an Ihrer Statt?“

„Ein hiederer Getreidehändler. Und an Ihrer Statt?“

„Ein braver Jägersmann. Ich habe gar nicht verspürt, daß Sie aufgestanden sind.“

„Oh, ich habe den Getreidehändler sehr behutsam hinter Ihren Rücken gesetzt, da ich Sie im tiefen Schlafe sah.“

„Ebenso habe auch ich es mit dem Jäger gemeint, da ich Sie noch immer an meinen Rücken gelehnt wähnte. Warum haben Sie Ihren Schlaf unterbrochen?“

„Weil die Holzbant hart ist und der Speisesaal sehr warm.“

„Das ist auch meine Ansicht.“

Wir promenierten eine Weile auf und ab. Plötzlich begann es zu regnen. Der Fremde gähnte.

„Ich setze mich zurück auf meine Schlafstätte,“ sagte er.

„Ich will erst diese Zigarre zu Ende rauchen.“

Er ging in den Speisesaal hinein. Nach einigen Minuten kam er aufgeregter zurück.

„Unerbört,“ rief er aus, „denken Sie nur, der Getreidehändler will mir nicht meinen Platz überlassen. Er sagt, ich möge mich zum Teufel scheren und ihn nicht stören. Ich fluchte und schimpfte, er schien es aber nicht gehört zu haben, denn er reagierte nicht darauf, sondern schlief gemächlich weiter.“

„Eine solche Unverschämtheit!“ rief auch ich empört aus. „Kommen Sie, gehen wir hinein.“

Die beiden Männer schliefen tief auf unseren Plätzen, in unseren „Betten“ und nützten unsere gute Idee aus! Bei diesem Anblick wurden wir von Wut gepackt. Ich trat auf den Jägersmann zu und begann ihn zu wecken. Aber vergebens rüttelte ich ihn, er rührte sich nicht.

Wütend begaben wir uns wieder auf den Bahnsteig hinaus und setzten dort unseren Spaziergang fort. Drinnen schnarchten die beiden Männer.

Es begann zu tagen. Die Signalglocke ertönte, ein Lastzug wurde avisirt. Der Inspektionsbeamte trat auf den Bahnsteig hinaus.

„Die Herren schlafen nicht?“ fragte er uns.

„Schlafen? Ach wo! Denken Sie nur, welch eine Gemeinheit uns widerfahren ist.“

Und wutschnaubend erzählten wir ihm unser Erlebnis. Der Beamte wurde darüber gar nicht aufgebracht, sondern sagte gelassen:

„Ich begreife die Herren nicht. Im Speisesaal stehen noch drei so lange Bänke. Wozu war es nötig, die beiden Schläfer zu stören? Hätten Sie sich auf eine andere Bank gesetzt und nach Ihrer Methode gemeinsam weitergeschlafen.“

„Wie? Was sagen Sie? Hm! Sie haben eigentlich recht.“

Ich und mein unbekannter Busenfreund schauten einander an, einer hielt den anderen für einen Esel, dann machten wir es uns wie früher auf einer anderen Bank bequem und — verschliefen richtig den Anschlußzug.

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Grete Neufeld.)

Der Eiermann.

Von Roderich Freiherr von Ompteda.

Stellte im Nachbarhof rechts, 10 Uhr, die Musikmaschine auf den Bod. Leierte drei Minuten. Einzelne Geldstücke schlagen nieder. Aus dem ersten Stock fiel ein beschwertes Papier mir zu Füßen.

„Geh zu, Tagedieb, arbeite, Faulenzer! Hab' ich mein Geld gespart, um es deinem Orgelkasten hinzuwerfen? Hab' ich mein Lebenslang gedarbt, um dir zu opfern? Für dich: dieser Stein einer Alten!“ —

Des Menschen Herz, zumal verhärtet, ist fast. —

Sieben Häuser weiter. Spielte die doppelte Zeit, sechs Minuten. Niemand gab. Ich packte wieder auf. Da flog

eine Flasche nach, die mit lautem Knall zerbarst. Splitter trafen mich. Kein Geld. Aber dies:

„Mach, daß du weiterkommst! Denn ich will einen Brief schreiben. Anonym. Bin eben bescheiden. Diese Bescheidenheit geht aber nicht so weit, um zu verhungern. — Ein Kollege soll Zitierte werden! Mit didem Gehalt! Und wo bleibe ich? Kämpfe ich nicht auch um meine Existenz? Ist heute nicht jedes Mittel erlaubt, um zu leben, um zu siegen? Ich will triumphieren! Ich werde den Posten antreten. Ich bin der Würdigste! Schon dem Alter nach. Werde also unseren gemeinsamen Vorgesetzten „auflären“. Kleine Untreueungen andeuten. Die häufigen Rennbahnbesuche verdächtigen. Weiber, Tanzlokale . . . mach, daß du weiterkommst! Denn ich will einen Brief schreiben.“

Ein Lump verband sich mit dem Dunst von Lumpen.

Stubengasse. Armenviertel. Chorale:

„Harre, meine Seele,

Harre des Herrn,

Alles ihm befehle,

Hilft er doch so gern.“ —

Aus einem Wohnwinkel ruft ein Mädchen:

„Wir haufen im Keller. Kein Licht, keine Wärme, keine Kleidung, keine Nahrung. Wir sind fünf in einem Loch. Rame doch mal ein guter Mann in diese Höhle! Aber keiner findet uns. Sicher würde ihn das Mitleid schütteln. Wer uns sieht, will nicht, daß wir sterben. Aber wir werden sterben müssen. Bald. Krank sind wir alle. Ich bin achtzehn, die Älteste. Unter meinen Händen, in meinen Armen werden die kleinen Dinger verenden wie junge, hilflose Vögelchen. Es wird gar nichts besonderes sein. Denn täglich verröckeln Tausende. Ich glaube, daß die Welt dieses Elend nie begreifen oder auch lindern kann. Denn es geht über den Begriff.“ —

Ich dachte fremde Herzen zu berühren,

Doch schlugen jene mich. Die fremde Macht gewann.

Und spendenarm verlasse ich die Stätte

Der Armut und der Schmerzen. —

Anekdoten von berühmten Leuten.

Gesammelt von Felix v. Bepel.

Dementi.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachten einige große Blätter fälschlich die Nachricht vom Tode Edgar Allan Poes. Der Dichter berichtete daraufhin in den betreffenden Zeitungen: „Nachricht von meinem Tode stark übertrieben!“

Die alten Bekannten.

Einstmals kam ein Dichter zu Voltaire und bat ihn, ihm einige neue, eigene Dichtungen vorlesen zu dürfen. Voltaire gestattete es dem Dichterkollegen, hörte aufmerksam zu und zog von Zeit zu Zeit sein Köppchen ab, das er auf dem Kopfe trug. Auf die erstaunte Frage des anderen, was dies zu bedeuten habe, erwiderte er: „Ich habe in Ihren Dichtungen viele gute, alte Bekannte angetroffen, und vor denen pflege ich stets die Mühe abzunehmen!“

Kollegen.

Im Bühnenklub saßen die Komiker Max Pallenberg und Max Adalbert zusammen und unterhielten sich über die „Popularität“. Zum Schluß sagte Pallenberg: „Wirklich, Max, du bist populärer, als ich je gedacht hätte. Ich stehe neulich an der Kasse vom „Kleinen Theater“, da höre ich zwischen einer Dame und dem Kassierer folgendes Gespräch: „Spielt Herr Adalbert heute auch mit?“ fragt die Dame. — „Jawohl“, sagt der Kassierer. — „Wird er auch bestimmt auftreten?“ fragt die Dame weiter. — „Jawohl“, sagt der Kassierer, „ganz bestimmt!“ — Da legt die Dame einen Zehnmarkschein hin und meint: „Geben Sie mir trotzdem ein Billett!“

„Innerlich“ und „äußerlich“.

Der Pianist S. probt ein Klavierstück von Schönberg. Er gehört nicht zu den Künstlern, denen es gelingt, sich in die moderne Gedankenwelt einzuleben. Nach einigen Taktten hört er auf zu spielen und ruft verzweifelt: „Das klingt ja wie effigiale Tonerde.“ Schönberg, dem diese Äußerung hinterbracht wird, erklärt: „Dieser S. ist eben ein Pechvogel. Er hätte sich umgekehrt verhalten müssen. Das Rezept schreibt vor: „Effigiale Tonerde äußerlich zu gebrauchen, meine Klavierstücke dagegen nur innerlich!“